

e) Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Es ist richtig, daß ich keine Erparnisse gemacht habe,“ gestand er ein, „aber auch niemals Schulden. Meine Geschäfte gediehen, meine Unternehmungen schlugen alle zum Glück aus. Ich rechnete auf ihre zunehmende Entwicklung, um so mir und meinen Kindern Wohlstand zu sichern.“

„Das war sehr unklug gedacht.“

„Ich hatte mehrere Lebensversicherungspolizen von zusammen fünfhunderttausend Franken. Die Prämien sind immer regelmäßig bezahlt worden.“

„Sie dachten an den Tod und nicht an schwere Zeiten. Sie sind gekommen. Eben haben Sie die gerichtlichen Bücherrevisoren über den Stand Ihrer Geschäfte sprechen hören. Wenn ihre Berechnungen stimmen, so ist Ihr Verdienst immer gleich verbraucht worden.“

„Ich bin bereit, über jede ihrer Berechnungen zu diskutieren. Sie stimmen nur scheinbar. Wie kann man ein Unternehmen richtig beurteilen, das mitten in seiner Entwicklung aufgehalten worden ist! Mehrere meiner Geschäfte bedurften noch meiner Leitung. Durch meine Verhaftung sind sie zugrunde gegangen.“

„Diese Fragen werden später erörtert werden. Sie können sich mit den Sachverständigen darüber auseinandersetzen. Ich bin gezwungen, mich nur an Tatsachen zu halten. Nun, die Tatsache ist, daß die Stunde der Liquidation da ist — o, ich weiß, daß Sie sie nicht gewählt haben —, aber Ihre unsicheren Geschäfte hielten sich nicht länger, und alles bricht jetzt zusammen. Sie geben Ihrer Verhaftung die Schuld. Aber Sie befinden sich doch schon lange in geradezu gewaltigen pekuniären Schwierigkeiten, die ebensowohl mit Ihren Geschäften wie Ihren Ausgaben zusammenhängen. Haben Sie nie daran gedacht, Ihre Lebensweise zu vereinfachen?“

„Konnte ich das? . . . Hätte ich meine Ausgaben verringert, so hätte ich meinen Kredit, den ich nötig brauchte, so geschädigt, daß ich für ruiniert gegolten hätte.“

„Sie hätten für ruiniert gegolten . . . hm! Es ist besser dafür zu gelten, als alles zu tun, um es zu werden.“

„In den Kreisen, in denen wir leben, zieht eins das andere nach sich.“

Der Präsident schüttelte mißbilligend den Kopf, strich sich mit der gewohnten Bewegung durch den Bart und verbesserte mit verächtlicher Ironie:

„In den Kreisen, in denen Sie leben, vielleicht. Sie sahen Ihre Schwierigkeiten mit eigentümlichem Leichtsinne auf. Sie riefen Geschäfte ins Leben, die tausend Waagnisse herausforderten, und Sie rechneten immer auf einen günstigen Zufall. In den letzten Jahren ist Ihnen das Glück nicht hold gewesen. Sie hatten Verlust und mußten die Rückwirkungen von anderen Bankrotten ertragen. Sie befanden sich in einer schwierigen, unentwirrbaren Situation.“

Wie Samson, da er seine Fesseln zerbrechen wollte, holte Vermantes jetzt seine ganze Kraft zusammen.

„Herr Präsident, ich verfiere Ihnen, daß meine Lage durchaus nicht verzweifelt war und ich nicht zum Verbrechen greifen brauchte, um herauszukommen.“

Er sprach das mit einem solchen Vertrauen, so viel Kraft, daß er sich einen Teil des Publikums zurückeroberte. Er hatte doch schließlich große Dinge geleistet. Weshalb sollte man an seiner Macht zweifeln? Jedermann weiß, daß es in jedem Geschäftsleben ein Hin- und Her gibt.

„Dieser Präsident ist ein Kamel,“ flüsterte Crevola Valentens Ohr. „Man gewinnt, man verliert, und alles arrangiert sich schließlich doch.“

„Ja, ja,“ sagte Rotiers de Fraisse, „Sie dachten, es wäre eine momentane Verlegenheit, wie die Spieler, die immer glauben, das Pech müsse sich doch einmal wenden. Und wenn das nicht geschieht? . . . Aber Sie können das mit den Sachverständigen abmachen. Ich will Ihre Einwände nicht beurteilen, das ist Sache der Herren Geschworenen.“

Er sah auf seine Uhr, die viertel auf vier zeigte.

„Vielleicht fühlen Sie sich erschöpft?“ fragte er mit jenem Wohlwollen, das ihm den Ruf der Unparteilichkeit verschafft hatte. „Wir können einen Augenblick aussetzen.“

Vermantes zeigte durch eine Bewegung, daß er keine Ruhe nötig habe. Die Erregung habe ihm die Kräfte wiedergegeben; die Schneidigkeit, die Elastizität früherer Tage war ihm zurückgekehrt. Aber Herr Aubert verlangte eine Pause. Er wüchste sich die Stirn. Die Hitze war fürchterlich. Die matten Glasfenster der Decke hielten die Sonnenhitze schlecht ab, ein Strahl hatte die ganze Zeit gerade sein Varré getroffen. Herr Perron pflichtete ihm bei.

„Gut,“ sagte der Präsident, „wir wollen eine viertelstündige Pause eintreten lassen.“

Er befahl, während dieser Zeit Türen und Fenster zu öffnen.

6. Kapitel.

Die meisten der Anwesenden zogen vor, sich der Zugluft auszusetzen, als durch Verlassen des Saales den mühsam eroberten Platz zu riskieren. Aber Frau Aurora Windelmatten stand auf und bat ihre Nachbarn, ihren Stuhl zu hüten; selbst in der Advokatenrobe weiß eine hübsche Frau, daß man alles für sie tut. Chaussy fühlte sich seines Platzes sicher; er ging auf die Straße, drehte sich eine Zigarette und sammelte giftige Bemerkungen. Er traf die Advokatin im Korridor und sie plauderten einen Augenblick. Sein von Bitterkeit und Haß verzerrtes Gesicht erschreckte sie. Aber sie bezeugte ihm Freundschaft, und er machte Samtpfötchen.

„Ein feiner Prozeß, was? Nun gestehen Sie mal, daß Sie gern plädieren möchten!“

„Das wäre zu schwer für mich.“

„Nanu? Wenn ich je einen Mord begehe, wende ich mich an Sie. Auf mein Wort!“

„Sie würden es bedauern.“

„Ich bedauere nie etwas.“

Montjorat war aufgestanden, um seine steifen Glieder zu strecken. Er protestierte gegen den Luftzug, der die Miasmen aus dem Saale jagen sollte.

„Donnerwetter, ich werde mir hier noch einen Schnupfen holen. Das fehlt. Ich spiele morgen.“

Seine Nachbarn diskutierten über das Verhör; er nahm an der Unterhaltung teil und fragte Lavenne:

„Na, was denkst Du eigentlich darüber?“

„Man muß abwarten. Man muß noch mehr hören, man hat kaum ein Bild.“

Aber Montjorat begann seine Eindrücke auseinanderzusetzen. Vermantes gefiel ihm. Die Haltung war sehr hübsch, nur die Stimme zu gedämpft und unverständlich.

„Schade! Als er sagte: „Meine Kinder wissen, wie ich ihre Mutter liebte,“ das war gut! Sehr gut! Aber welcher Ton! Das hätte mit aller Kraft und einer sehr schönen Bewegung gesagt werden müssen.“

Mit drei ausgestreckten Fingern, jedes Wort unterstreichend, wiederholte er den Satz und fügte hinzu:

„Ja, ja, die Betonung.“

Im ganzen hatte Vermantes gefallen. Man fand ihn ruhig, fest, respektvoll, ohne Kriecherei. Der Auktionskommissar Lavancher bedauerte, daß er manchmal zu viel Sicherheit zeige.

„Die Geschworenen sehen den Angeklagten lieber verängstigt,“ erklärte er, „denn einmal in ihrem Leben sind sie allmächtig. Zum Teufel! Da wollen sie doch, daß man ihnen Ehrerbietung bezeigt. Das läßt sich verstehen.“

„Ja, ja,“ sagte Proz., der Porträtmaler der eleganten Welt, „das ist natürlich. Aber schließlich, wenn man in Vermantes' Lage ist, denkt man nicht an so etwas. Man benimmt sich, wie es einem zuzute ist.“

„Jeder nach seinem Temperament,“ fügte Lavenne hinzu. „Einer bläht sich auf, ein anderer bricht zusammen, ein dritter jammert, und andere wieder sind steif wie Holz. Die Leute sagen, man sieht es, ob jemand schuldig oder unschuldig ist . . . Lächerlich!“

Montjorat kehrte zu seiner Idee zurück.

„Nein, nein, glauben Sie das nicht. Die Stimme, die Gesten machen viel.“

„Ich möchte Sie dort einmal sehen,“ sagte Lavenne.

„Sie glauben wohl, daß Sie sich im Vollbesitz Ihrer Mittel befinden würden?“

„O ich, ich würde ganz dreist auftreten. Ich habe doch mein gutes Gewissen, nicht wahr?“

Anderere protestierten gegen die außerordentliche Strenge des Präsidenten.

„Ein Jansenist,“ stellte der Schriftsteller Jean Toma fest. Aber vorsichtig, wie sie waren, wollte keiner so recht zeigen, was er dachte. Crevola suchte ein unkluges Wort, das er geäußert hatte, zurückzuziehen: „Biele machen halbsbrecherische Geschäfte,“ meinte er, „aber Lermantes hat doch die Grenzen überschritten! . . .“ Proz, der sich mit seinen Gläubigern die tollsten Sachen erlaubte — sogar einen Gerichtsvollzieher anbot, der ihn pfänden wollte — begriff nicht, wie man mit solchen Sorgen leben konnte. Dann wechselte er die Unterhaltung und erinnerte an das Fest des vergangenen Winters bei Lermantes, „das galante Jahrhundert“. Die Eingeladenen waren in Kostümen im Stil Louis XV. erschienen, lebende Bilder nach Watteau waren gestellt worden, ein Menuett von den besten Tänzern der Oper nach der Musik von Lully getanzt und ein Maskenscherz nach einer Bühnenanweisung von Riccoboni wieder aufgeführt worden.

„Alles von vollendetem Geschmack,“ versicherte Lavancher. „Frau d'Entraque darüber war als Marquise von Pompadour . . . ein Stil . . . ein Benehmen . . . ich hatte ihr angeboten, sie zu malen, sie wollte nicht!“

„Wen stellte doch Lermantes gleich dar?“

„Den Herzog von Choiseul . . . sehr elegant.“

„Größe und Verfall! . . . Wirklich, er tut mir leid! Ich wünschte, daß er sich aus der Affäre zieht!“

„Oh,“ meinte kopfschüttelnd Lavancher, „aber die Freude hat doch ein Ende! War man erst eingesperrt, hat man im grünen Wagen gefessen, dann kann man so unschuldig wie ein neugeborenes Kind gewesen sein, man zieht sich nicht mehr als Herzog von Choiseul an.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Alten und die Neuen.

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

II.

Die Holzfiguren des Ernst Barlach bestimmen den Wert des fünften Saales: er ist das Allerheiligste dieser Ausstellung. Die dunkelblauen Wände, gegen die das lebensvolle Braun des Holzes sich prachtvoll abhebt, verkünden die Würde des Raumes: Barlachs tiefempfundene Figuren sind der höchste Grad der Menschlichkeit, den uns die Kunst dieser Ausstellung zu vermitteln vermag. Barlachs Figuren rühren an die Seele; sie zwingen zu dem Bekenntnis, daß in der Kunst letzten Sinnes das Empfinden den Ausschlag gibt. Freilich nur dann, wenn es die Kraft hatte, sich eine homogene Technik zu gewinnen. Vor Barlachs Figuren spürt man das Wachstum alter, weiterprobierter Stämme; man spürt Wurzelkraft und das lange Träumen einsamer Niesen im Walde. Dem Künstler sind seine Figuren zugewachsen; während er unter belaubten Kronen wanderte oder den Sturm durch lahes Geäst sausen hörte, traten diese gebeugten, leidenden, das Glück suchenden Menschenkinder auf ihn zu, sie lösten sich wie Schatten aus dem dunklen Gedränge der Eichen und Buchen. So wird Holzplastik geboren. Der Künstler, der Geburtshelfer, hat nichts anderes zu tun, als mit dem Messer dem Formwillen der Faserzüge und Jahresringe liebevoll nachzuhelfen. Das scheint wenig und ist doch unendlich viel. Wie schon Michelangelo gesagt hat: ich sehe die Figur im Stein, im rohen Block ist sie längst fertig geborgen, ich brauche sie nur herauszuschalen. So schliefen Barlachs schmerzvolle Gestalten im Holz; sie sind darum hölzerner und sind zugleich getränkt vom Saft der Natur. Da sind Zweie, die schlafen, fest und schwer, wie vom Schicksal an die herzlose Güte der Erde gedrückt; da sind andere Zwei, die erschrecken ob einer ungeheuren Erscheinung, die über ihnen dahinzieht, sie beugen sich weit nach rückwärts, ihre Leiber liegen fast parallel zum Boden. Einer, der schreit gegen den Sturm, entschlossen, heilsüchtig; und wiederum Einer, der blieb allein, er trägt ein erloschenes Licht, als wollte er suchen, aber die Würdigkeit, die über ihm liegt, wird ihn niederzwingen, er wird ein Einsamer bleiben, ein entblätterter Stamm im uralten Wald.

Alle große Kunst ist pantheistisch, ist eins mit Gott und der Welt. Solcher Pantheismus sichert den Figuren des Barlach die Beständigkeit; Kolbes Bronzen haben davon nur wenig. Das sind so Unterschiede, die gefühlt sein wollen, die kaum zu erweisen, die aber doch entscheidend sind. Kolbes tanzende Amazone ist mehr ein plastisches Problem, als ein körperhaftes Erlebnis oder ein Erleben des Körpers. Auch die Büste, die Kolbe nach van de Velde machte, zeigt diese Schwäche: sie ist mehr artistischer Effekt als ein-

drucksvolle Menschlichkeit. Nehmlich steht es um den Jüngling des Italiensers De Fiori; der langgestreckte Akt wirkt absichtlich und nicht durchschauter von göttlichem Gefühl. Dingen, die beiden Panther, die August Gaul aus einem grauen Stein schlug, leben ihr doppeltes Sein als Fels und Tier, als starre Form und elastische Sprungbereitschaft. Kunst und Natur sind eines nur!

Saal VI ist schnell zu erledigen. Die Hasenbilder Ulrich Kühners werden von Jahr zu Jahr locherer und damit amüsanter; der Einfluß Monets und der jüngeren Franzosen tut diesem eifrigen Deutschen sehr gut. E. R. Weiß lernt auch mancherlei; seine Selbstgewißheit aber entartete inzwischen zur Kritiklosigkeit. Er fabrizierte einen schwarzweißen Gerastes, der so aussieht, als wäre er einem romantisch-mythologischen Gartensaal des Biedermeiers entsprungen: traurig-lomisch. Ein dekoratives Stilleben und ein Straßenbild sind ein wenig besser. Großmann weiß mit seinen Nervositäten, den torfelnden Marionetten einer Abstinenzpsychologie, stets zu belustigen; lahme Vorstadtgäule und morsche Mietstasernen fallen auseinander. Eugen Feils ist als Bildnis-maler ein bohrender Beobachter; er sieht das Lauernde und Versteckte der Seele. Er enthüllt es, tut das aber mit geschmackvoller Discretion: ein Causeur des zweiten Kaiserreichs. Hedendorf, der draußgängerische Landschaftler, entwickelt sich; Pankof pflegt die Farbenkomposition, er wendet sein Temperament und sein Geschick an Bildnisse.

Nun kommen wir auf das Schlachtfeld des Tages. Lohnt es sich, mitzutun? Wird aus dem Kampf der Theorien und Programme sich dieses oder jenes in die Geschichte hinüberretten? Wer möchte mit Bestimmtheit ja oder nein sagen! Nur eins ist gewiß: diese viel experimentierenden Maler meinen es bitter ernst. Und das andere: sie sind keine Stümper. Wenn sie sich heute mit stammelnden Andeutungen begnügen, so darf nicht vergessen werden, daß mancher von ihnen sich schon vor Jahren als ein geradezu fanatischer Zeichner des Details bewährte. Was wollen diese Revolütierenden: absolute Malerei. Malerei, gelöst vom Gegenständlichen, nur Klang, Harmonie und Rhythmus. Also: Ornament! Ornament aber ist Kunstgewerbe. Die Revolütierenden aber wollen gerade umgekehrt das Kunstgewerbe, die geschmacklich tüchtige Dekoration, die Stuck- und Intarsienvorlage, überwinden. Hier klaffen Unklarheiten. Nur wenige der Stümper lassen uns durch ihre Werke die Trübungen ihrer Dogmen vergessen. Und gerade diese Wenigen halten es nicht gar so ernst mit der Todfeindschaft gegen die harmlose Natur. Da ist Henri Matisse, einer der Väter. Vorhin, im Barlachsaal, sind wir absichtlich an dem dort hängenden großformatigen Tanzbild vorbeigeschritten; wir werden es gleich beschauen. Zunächst die drei kleineren Bilder in Saal VII. Ein farbenjubilendes Stilleben: eine runde, blaue Tischplatte, zwei dünne, grüne Beinstützen nur leicht angedeutet; die Platte in Aufsicht, nach hinten zu scheinbar schräg anlaufend; auf der Platte in hellbräunlichem Topf ein Alpenveilchen: grün-violett. Blauer Hintergrund mit angedeutetem grünen Vorhang. Also wirklich keine Sensation, aber ein Klang, der den Sommer in das Blut hineinhämmert. Alles an dem Bild zeigt, daß der Maler nichts anderes begehrt, als die Farbe wie ein delikates Frühstück zu servieren. So ist auch ein zweites Stilleben, so auch das Porträt einer Dame zu empfinden. Auf dem Tanzbild hingegen will der Zug der Linien die entscheidende Wirkung üben. Fünf nackte Mädchen schweben im Reigen vor hellblauem Himmel über eine saftgrüne Wiese. Die Körper wurden zu Flächen, ihre Umrisse zu Schriftzügen; das Ganze wirkt wie ein grazioser, luftiger Schmörchel, wie das Vorüberfliegen von Trapezturnern, wie ein Zerflattern von Gewölk. Ist das nun ein Bild? Ist das Malerei? Es ist dieser Linienzug jedenfalls ein Vergnügen für die Sinne; und wer diese Farben hinschirmt, wußte die Nuance zu fühlen. Nehmlich wäre von Max Beckstein zu sprechen. Nur daß bei diesem Deutschen im Gegensatz zu Matisse, dem Pariser, das Akademische weit deutlicher zu spüren ist; auch wirkt die Farbe genau um soviel schwerer, als germanisches Blut dicker ist als gallisches. Sedel und Kirchner sind mit Respekt zu nennen; hinter den Grimassen ihrer Sprünge wartet ein bewegliches Talent der Stunde, da die übersichere, nihilistische Verbissenheit einem ruhigen Genießen und zugleich einem dogmafremden Arbeiten den Platz räumt. Derain, wieder ein Pariser, ist ein rechter Mathematiker; das Zeichnen der Klassiker um David und Ingres hat es ihm angetan. Er zeigt uns hier einen Tisch, der genau umgekehrt gegeben ist, als die übliche Perspektive ihn uns sehen ließe: hinten breiter als vorn. Dies Paradoxon ist sozusagen das Thema des Bildes. Ein wenig billig und nicht neu: der Grundriß des Petersplatzes hat solchen Witz, das Zurückliegende durch optische Täuschung zu vergrößern (hier also: den Tisch wuchtiger zu machen) längst zu nutzen gewußt. Wir aber stellen fest: französische Akademie, David, Ingres, Boussin, Varot, Pompeji (Eugène Zad), Byzanz und Orient (Herzmann Huber): diese Revolütierenden sind zu einem sehr erheblichen Teil — Nachkömmlinge und Lastträger längst verstorbener Kulturen. Ueber andern schwebt die Dekadenz alternder Erotik, so (Saal VIII) über: Manguin, Marquet, auch über Seurat. Wenigleich just dieser Seurat (ein Theoretiker des Neoimpressionismus) ein ebenso kluger wie geistiger Berl ist. Klug ist eine sommerliche, von Spazierenden bevölkerte Landschaft; die Senkreden der Bäume und Menschen stecken die Tiefe ab, ohne die Schwere der linearen Perspektive in das Bild zu tragen. Fred und geientig ist die bekannte Tanzerei „Chahut“; die

Parallelität der gestrafften Waden schneidet mit pikantem Witze durch das schmale Geflimmer der dunstigen Varietätatmosphäre. In dem, auf eine seiner Spitzen gestellten, spreizigen Bogen dieser gottlosen Weine, in dem Faltenfall der fliegenden Röcke, in den Silhouetten der Musikanten, in der Schnüffelnafe des einen Zuschauers, in dieser komplizierten Lebensart des Wildes stecken heimhaft die Tugenden und Laster der jüngsten Revolteure: die Ueberwindung der Natur durch ein geometrisch-rhythmisches Thema, aber auch der Trieb zum Ornament und Plakat. Und noch eins: Verstand, vielzuviel Intellekt ist in diesem Seurat; auch ein Laster unserer kalt rechnenden Sturmgelassen. Was aber bedeutet für die Kunst der Intellekt, wenn die Sinnlichkeit hervorbricht. Neben Seurat hängt hier Renoir, Renoir in allen Phasen seiner reichen Entwicklung: Fleisch als Duft des Lebens. Selbst der Greis, dem es nicht mehr gelingt, die Formen beieinanderzuhalten, macht uns noch die Blutwärme spüren.

Gefestigte tropft dagegen aus dem Titanic-Film des Max Bedmann (Saal IX). Dieser selbstquälerische Maras wollte wieder einmal zum Monumentalen; er vergaß, daß seine Kraft nur ausreicht, einen Lithographenstein zu füllen. Aehnlich töricht irrte sich Böslers; durch Rembrandt oder sonst irgendeinen Gott der Phantasie verleitet, dichtete er einen Totentanz; ein Scerippe greift unter dem Tisch hervor nach einem wippenden (im Fleisch des Weibes nicht übel gemalten) Liebespaar. Nicht wahr, lieber Rössler, einmal und nicht wieder. Was sonst in diesem Saal hängt, Corinth, Verneis, Breher, verdient keinen Tadel, bedarf aber auch keiner Hervorhebung. Nur Hettner, der sehr zu seinem Vorteil die grelle Buntheit drangab, und Groß, ein lichtgelber Feuerwerker, seien noch genannt.

Alles in allem: diese Ausstellung der Sezession erinnert den Kunstfreund an mannigfache Zusammenhänge der Gegenwart mit den „Alten“; sie läßt ihn zugleich in etliche, sich eben erschließende Laufgräben der Entwicklung hineinblicken. Es zeigen sich Hoffnungen. So haben wir ein Recht, auf die Erfüller zu warten.

Robert Dreuer.

In einem sizilischen Schwefelbergwerk.

Von Fr. W. v. Dörfen.

Wir alle wissen es aus eigener Erfahrung, daß jeder Superlativ, in dem wir etwas nennen oder schildern, nicht einem objektiven, nüchternen Denken und Urteilen entspringt, sondern einem subjektiven Gefühle, bald einem starken persönlichen Eindruck, bald einer lieben Erinnerung, bald einer in Wesensgleichheit wurzelnden Vorliebe oder ähnlichem. Solch einem subjektiven Empfinden mag auch der Superlativ entstammen, den laut Baedeker der Thebaner Dichter Pindar, dessen Andenken selbst ein Alexander von Mazedonien hoch in Ehren hielt, als schmückendes Beiwerk der Stadt Großgriechenlands verlieh, deren Stelle, allerdings zum kleinen Teil, das heutige Girgenti einnimmt. Die schönste Stadt der Sterblichen nannte er Akragas. Gewiß, die Stadt mag herrlich schön gewesen sein; die Tempelreste, die uns von ihr erhalten blieben, sind weitberühmt und sprechen — saxa loquuntur — bündel von Schönheit und Großzügigkeit, geben auch als Trümmer noch nach Jahrtausenden ein Bild von der verschwundenen Pracht, die wohl die ganze reiche Stadt an der Südküste Siziliens ausgezeichnet haben mag. Gewiß, auch die Lage, auch das Landschaftsbild bietet an Schönheit viel, und ich war entzückt, als ich bei strahlendem Sonnenglanze, im Blütenfneel der noch blätterlosen Mandelbäume, durch blumenbuntes Wiesenland an einem echt sizilischen Wintertag zu den Stätten wanderte, an denen den Göttern Griechenlands in herrlichen, edel ragenden Tempeln-geopfert wurde. Und doch — Kalabrien und noch mehr Sizilien sind so reich an Naturschönheiten, sind an großartigen Landschaftsbildern, an Orten, an denen Kunstfreude und schaffensfroher Menschengeist wunderbare Bauten errichtet, Schätze angesammelt hatten, so überreich, daß ich Pindars superlatives Urteil nicht für objektiv zu halten vermag. Wie viele herrliche Bauten und Kunstschätze mag beispielsweise das auch landschaftlich so schön gelegene, damals so mächtige Syrakus geborgen haben, das heute, wenn man von der düstern Schönheit der Latomien absteht, allerdings dem Reisenden weit weniger Wilder einstiger Größe bietet als Girgenti!

Groß und mächtig ist der Eindruck, den man von den Tempelresten des alten Akragas, des römischen Agrigentum, empfängt. Aber ich nahm von Girgenti einen noch tiefern, wohl unauslöschlichen Eindruck mit, als ich in dessen Nähe ein Stück heutigen Lebens kennen lernte, ein Stück Leben, das mir schlimmer und graufiger scheint als das qualvollste Sterben.

Wenn man auf einer der Bahnhöfen, die von Catania und Siracusa an der Ostküste, von Termini Imerese an der Nordküste ausgehen, ins Innere der Insel fährt, so fallen einem fast auf jeder Station die wohlgeformten gelben Klöße auf, die etwa die Form starker Scheite haben und oft in großen Mengen versandereit aufgestapelt liegen oder einen oder mehrere der offenen Güterwagen füllen. Hat man sie auch noch nie zuvor gesehen, so erkennt man doch gleich die Materie, aus der sie bestehen, erkennt sie zumindest an der Farbe. Und man weiß ja auch oder liest es im Reisehandbuch, daß man sich auf dem schwefelreichsten Boden Euro-

pas, ja der Erde befindet. Trotz seiner küstennahen Lage gehört auch Girgenti noch in das Gebiet, in dem tief unter der Erdrinde im harten Fels das kristallinische Gut gewonnen wird. Die Frage des schweizerischen Besitzers des reizend auf halbem Wege zwischen der Stadt am Bergesrüden und der meeresnahen Tempelkreise gelegenen „Grand Hotel des Temples“ traf uns also nicht unvorbereitet, und wir waren sogleich entschlossen, dankbar das freundliche Anerbieten anzunehmen und die Empfehlungskarte zu benutzen, die uns den Zutritt in eine Schwefelgrube verschaffen sollte.

Es war 7 Uhr früh, und noch kämpfte die Morgenröte eines andbrechenden Tages mit dem graublichen Dämmerfchleier einer weidenden Nacht, als wir den Wagen bestiegen. Empfindlich kühl war's; von Bergeshöhen und vom Meere zugleich wehte es frostig. Fröstelnd schlugen wir die Kragen der dicken Mäntel empor und hüllten uns in die Wagendecke. Die zwei starken Pferde zogen an, und der springfederlose Wagen rüttelte uns unserm Ziele entgegen. Die blütenweißen Mandelbäume wurden immer seltener, die mit Goldfrüchten schwer beladenen Orangen- und Mandarinenbäume fehlten ganz. Hinter Hand reichten sich bald näher, bald ferner Hügel und Berglein aneinander mit traurig lässigen, oft steinigten Hängen, an die nur ganz vereinzelt wie regellos geschichtete, stürzende Steinhäufen menschliche Behausungen herangebaut waren, während rechts das lugige Meer nach kurzen Unterbrechungen immer wieder in Sicht kam. Die Tempel Girgentis lagen schon weit hinter uns, und es ging bergab. Dann schwand das Meer völlig unsern Blicken, die schlechte Fahrstraße führte aufwärts. Da waren wir nach etwa einständiger Fahrt gegen Osten beim Flühchen Naro, am Westabhang der Serra Longa angelangt, etwa 10 Kilometer von Girgenti entfernt und 123 Meter über dem Meere. Der Weg wäre auch für den ortskundigen Fußgänger nicht zu verfehlen gewesen; als Wegweiser dient eine kleine, schmalspurige Bahnlinie, die nach Porto Empedocle, der Hafenstadt Girgentis, die gelben Lasten schafft und auf der vor uns einher langsam eine Lokomotive viele leere Frachtwagen zurückschleppte in das Schwefelbergwerk, die Solfara Giabolotta. Jetzt bog die Lokomotive links talwärts ab, während uns der Wagen rechts höher bergan führte. Und zwischen dem Spurweg und der Fahrstraße über einen kleinen steilen Abhang wie eine feste graue Mauerwerk, dahinter gleich Türmen Deesen und Schote. Dorthin zog es uns Laien nicht so sehr; wir wollten ja hinab ins Bergwerk, unter die Erde.

Der Wagen hielt. Der Kutscher pfiß und rief und wies uns, die wir inzwischen ausgestiegen waren, ein noch einige Meter höher gelegenes Haus, zu dem kein Fahrweg mehr führte. Und dort tauchte, durch Zuruf und Pfiff herbeigeführt, ein Mann mit einem Hunde auf und schritt uns entgegen wie wir ihm. Als wir einander erreicht hatten, standen wir vor einem baumlangen Kerl in Siefeln, dessen Antlitz roh und hart und für die Masse wenig charakteristisch war. Er stellte sich als der padrone vor, war also nicht der Besitzer (proprietary), sondern Verwalter oder Oberaufseher. Ich reichte ihm die Empfehlungskarte, und er nickte. Ob wir das Bergwerk, die miniera, besichtigen wollten, fragte er. Und als ich bejahte, bemerkte er mit einem Blick auf meine Reisegefährtin: „Aber sie arbeiten nackt. Wenn das Madame nicht beleidigt?“ Und da die Frage verneint wurde, nickte er abermals und schritt uns voran.

Bald standen wir vor der niedern, ins Felsgestein gehauenen Pforte, die hinabführte in die Unterwelt, in — um es gleich zu sagen: ein Inferno, das Dantes Phantasie kaum graufiger extrahieren könnte. Und schon umringten uns, dem Höllenkreise entstieg oder im Begriffe, wieder in ihn abwärts zu steigen, die Gestalten einer Anzahl der in ihn Verstorbenen. Männer, Jünglinge, Kinder, Leute von vierzig bis zu acht Jahren, umdrängten uns, drangen auf uns ein mit schreienden Stimmen und heisenden Gebärden. Braune Gesichter voll harter Bartstoppeln, gelbe Antlitze mit sprossendem Flaum, garte, fahlweiße Kindergesichter sahen wir rings um uns, blickten in finstere, in tierisch stumpfe, in wildfledernde Augenpaare, fühlten uns von heißem Atem gestreift, von bettelnden Händen an den Aermeln gepufft, an Brust oder Rücken gestoßen und vernahmen gleich einem Dämonenchor alle und junge, heisere und schrille, hohe und tiefe Stimmen drängend laut von Leid und Hunger sagen, gierig einen Soldo oder zwei fordern. Auf den Hauptern trugen all die Verdammten schildlose, eng anliegende Leinentappen; die nackten Oberleiber, vielfach schwefelgebadet, zeigten in ihrer Fleischarmut die Rippen, weiße Weinkleider oder kurze Höschen, manchmal auch nur Schurze deckten teilweise die Unterleiber. Schon stand die Sonne am Himmel mit wärmendem Strahl; aber wir fühlten sie nicht. Wir glaubten uns im Reiche nächtlicher Schatten, und uns froh beim Anblicke des Glends, der sich uns bot. Meine Reisegefährtin empfand Angst vor den gierigen Blicken, die an ihr hingen, vor den Fingern, die sie berührten, und drängte sich wie hilflos suchend an mich, der ich selbst einen Augenblick lang Schauer durch meinen Körper gehen fühlte. Ich schrie die Schar der Vermissten an und ersuchte den Padrone, uns doch den Weg zu bahnen. Aber sein guter Wille fruchtete nicht sogleich, seine Mahnungen wie seine Drohungen versagten vorerst, und es währte geraume Zeit und bedurfte einiger erbarmungslosen Faustschläge, ehe der Kreis um uns sich etwas lichtete, und zumal die Kinder und Jünglinge von uns ließen. Auf die Aufforderung des Padrone legten wir dann unsere Mäntel ab, die, nachdem wir gefragt worden, ob sie keine Wertgegenstände enthielten, einem Unter- aufseher zur Verwahrung übergeben wurden.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Wer hat den Eberswalder Goldschatz fertig gemacht? Ein überraschender Zufall war es, der uns vor etwa einer Woche einen Goldschatz aus Deutschlands Vorzeit bescherte; ein Fund, der in der Oeffentlichkeit das stärkste Aufsehen erregte. Handelt es sich doch um etwa 80 Objekte aus reinem Gold, die in Norddeutschland ungefähr im achten Jahrhundert vor Christus gefertigt worden sind, also in einer Epoche, in der Rom wahrscheinlich noch gar nicht existierte. Ueber diese ehrwürdigen Reste aus der Urzeit der deutschen Kultur hielt am letzten Sonnabend in der Berliner Archäologischen Gesellschaft Professor Schuchardt einen Vortrag, in dem er die ersten näheren Mitteilungen über den Fund machte. Auf einem Fabriksgelände in der Nähe von Eberswalde in der Mark wird ein Neubau ausgeführt, und bei den Ausschachtungsarbeiten entdeckte man eine große alte Urne. Die Arbeiter stülpten sie um, und dabei rollten die 80 Goldobjekte heraus. Die Finder selbst glaubten, daß die Gegenstände aus Messing wären. Aber bald kam ein Beamter hinzu, der den Wert der Objekte erkannte.

Den wertvollsten Teil des Fundes bilden acht Schalen aus reinem Gold, von denen jede etwa die Größe einer offenen Hand hat. Die übrigen Objekte sind zumeist Spiralarms, die offenbar als Schmuck dienten. Die Form und die Ornamentierung der Gegenstände läßt keinen Zweifel darüber, daß sie der sogenannten Hallstatt-Kultur angehören; sie sind etwa im achten Jahrhundert vor Christus entstanden. Nun ergibt sich aber die folgende Schwierigkeit: Das eigentliche Gebiet der Hallstatt-Kultur war Süddeutschland und Oesterreich. Sind nun die Goldgefäße von Eberswalde aus dem Süden importiert, oder sind sie von den Bewohnern der Mark Brandenburg selbst im Anschluß an südliche Vorbilder hergestellt worden? Professor Schuchardt entscheidet sich für die letztere Möglichkeit. Unter den Goldobjekten befinden sich nämlich auch einige Stücke un bearbeiteten Metalls; es scheint demnach, daß man die Barren von auswärts bezogen, und sie dann im Lande selbst verarbeitet hat. Es erhebt sich damit die weitere Frage, welches Volk die Gefäße und Schmuckstücke hergestellt hat. Professor Schuchardt meint, daß wir es hier mit den Trägern der sogenannten Lausitzer Kultur zu tun haben, in denen er den germanischen Stamm der Semnonen sieht. Von ihnen sagt Tacitus, daß sie der älteste und vornehmste Zweig des großen Volkes der Sueben waren, von dem sich erst allmählich die übrigen Stämme losgelöst hätten; eine Angabe, die durch die archäologischen Funde durchaus bestätigt worden ist. In ihnen können wir nämlich die Ausstrahlungen einer Kultur verfolgen, deren Zentrum im Lausitzer Gebiet liegt. In der Lausitz und in der Mark saßen aber die Semnonen, und so sind es wahrscheinlich semnonische Handwerker gewesen, die das Brunkgerät und den Schmuck für irgendetwasen Häufpling herstellten.

Goldschätze derselben Zeit, die denen aus Eberswalde ähneln, sind früher schon mehrfach in Norddeutschland gefunden worden. Vor allem ist da ein Becher zu nennen, der in der Nähe von Werder bei Potsdam auftauchte. Er befindet sich jetzt im Berliner Museum für Völkertunde. Ein recht merkwürdiges Schicksal war zwei anderen Gefäßen dieser Gattung bestimmt, die bei Stralund ausgegraben wurden. Die Bauern, denen die Entdeckung geglückt war, hatten keine Ahnung von dem Werte der Becher. So benutzten sie die Goldschalen der alten Germanenkönige harmlos als — Blumentöpfe, bis zufällig ein ländlicher Mann aus der Stadt in das Dorf kam und die Gefäße für das Museum erwarb. Die einzelnen Typen, die in Eberswalde aufgetreten, waren also bereits bekannt; aber an Reichhaltigkeit kann sich mit dem neuen Schätze keiner der älteren Funde messen.

Anthropologisches.

Wie der Mensch den aufrechten Gang erworben hat. Wenn auch manche Tiere einen Teil ihres Lebens in aufrechter Haltung verbringen, ist doch der Mensch das erste Wesen auf der Erde gewesen, das die Fortbewegung „auf allen Vieren“ endgültig aufgegeben hat. Diese Neuerung hat viel mehr mit der gesamten körperlichen und geistigen Entwicklung des Menschen zu schaffen, als man früher angenommen hat. Die Anatomen haben freilich schon längst anerkannt, daß die unteren Gliedmaßen der Wirbelsäule und das ganze Knochengestell des Rumpfs beim Menschen in ausgezeichneter Weise den Zwecken der aufrechten Haltung angepaßt seien. Nach den Forschungen von Professor Keith, der über die Gesamtresultate seiner Arbeiten vor dem Aerztekollegium in London einen Vortrag gehalten hat, sind die Umbildungen, die der aufrechte Gang des Menschen mit sich gebracht hat, noch weit wichtiger gewesen. Die ganze Art, wie wir atmen, demzufolge auch der Bau und die Gestalt unserer Lungen, haben dadurch eine Umgestaltung erfahren, und all' die Millionen von Zellen, die unser Skelett zusammensetzen, haben damit einen neuen Bauplan angenommen. Paßt sich der Mensch, wie Professor Keith anzunehmen sich genügt sieht, aus den Urformen der großen menschenähnlichen Affen entwickelt hat, mit denen er im Körperbau so vieles gemeinsam hat, so wird sich die aufrechte Haltung in der Hauptsache wahrscheinlich schon ausgebildet haben, ehe eine

eigentlich menschliche Form zustande gekommen war. Die Veränderungen an den Füßen, Beinen und Lenden werden vermuthlich zuletzt eingetreten sein. Professor Keith ist übrigens mit Rücksicht auf das Alter des Menschen zu einem anderen Schluß gekommen als Darwin. Dieser verlegte die erste Abzweigung des Menschenstammes in den Anfang der Tertiärzeit, in die geologische Epoche des sogenannten Cozän. Nach dem heutigen Stande der Kenntnis ist es wahrscheinlicher, daß dies Ereignis erst später eingetreten ist, vielleicht gegen Ende des Miozän, also des Abschlusses der Erdgeschichte, der auf das Cozän folgte und die zweite von den vier Stufen der Tertiärperiode bildete. Als der gemeinsamen Stammvater der großen menschenähnlichen Affen und der Menschengattung selbst vermutet Professor Keith eine Sippe, die den heute in Hinterindien wohnenden Gibbons ähnlich gewesen wäre.

Medizinisches.

Kinder, die an Altersschwäche sterben. In einem Londoner Krankenhaus starb kürzlich ein achtjähriger Knabe an — Altersschwäche, wie durch die Sektion einwandlosfrei erwiesen wurde. Der Fall ist durchaus nicht so ungewöhnlich, wie der Laie annehmen mag. Nach einem oft wiederholten Wort ist ein Mensch so alt wie seine Arterien. Damit soll ausgedrückt werden, daß die Arterien, wenn sie ihre Elastizität eingebüßt haben, entweder Gefahr laufen, durch den Blutdruck gesprengt zu werden, oder unfähig werden, dem Blutkreislauf die Einhaltung des ordnungsmäßigen Weges zu sichern. All das zeitigt die Störungen, die wir als hohen Blutdruck bezeichnen. So lange das Blut durch die feinen Muskelnähte der Arterien des Kindes Menschen bequem dahinfließt, ist von irgendwelchen Störungen der Art keine Rede; wenn aber erst die kleinen Muskelringe krustenartig verhärtet, beginnen die Herzstörungen, die ihre verhängnisvollen Rückwirkungen auf das Gehirn und auf alle Organe des Körpers ausüben. Ueber die Frage des Blutüberdrucks sind eine Menge Theorien verbreitet. Ihre krankhaften Folgen treten fast nur in vorgeschrittenem Alter auf oder in den Fällen, in denen Krankheit und ungeordneter Lebenswandel einen vorzeitigen organischen Verfall herbeigeführt haben. Dessenungeachtet fehlt es aber auch nicht an Fällen, in denen Kinder schon mit einer Disposition zum Altersmarasmus zur Welt kommen. Die Aerzte fassen diese Fälle unter den Sammelnamen Nephritis oder „englische Krankheit“ zusammen, eine Krankheit, die von den Knochen ausgehend, ihren Weg macht und zur Verhärtung der Arterien führt. Ob dieser Entartungsprozess schon vor oder erst nach der Geburt ihren Anfang nimmt, entzieht sich zurzeit noch unserer Kenntnis, aber es steht außer Zweifel, daß der oben erwähnte Fall des an Altersschwäche sterbenden achtjährigen Kindes durchaus keine Ausnahmerscheinung bildet. Jedes Jahr fordert diese Krankheit zahlreiche Opfer derartiger Kinder.

Physikalisches.

Photographieren ohne Licht. Photographieren ohne Licht ist, wie schon das Wort „Photographie“ besagt, eigentlich ein Widerspruch. Wir haben uns freilich daran gewöhnt, daß außer den Lichtstrahlen auch unsichtbare Strahlenarten, Röntgen- und Radiumstrahlen, auf die photographische Platte einwirken. Es gibt aber auch noch andere, viel merkwürdigere Arten des Photographierens ohne Licht, wie Gustav Blund in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ ausführt. Blankgeputzte Metallplatten, die man mit Bromsilberplatten in Verührung bringt, wirken z. B. so auf die lichtempfindliche Schicht ein, daß man nach dem Entwickeln ein Abbild bekommt, und ebenso erzeugen Harze, Oele, Fette, Holz, Samen, Blätter usw. Bilder, so daß man nach einem lichtlosen Photographieverfahren Bilder von gepressten Pflanzen herstellen kann, indem man diese auf die photographische Platte legt. So kann man genaue Strukturbilder von Federn und Holz und den meisten Pflanzenteilen erhalten. Wurz, Kollen, Stärke, Zucker und Gummi zeigen diese merkwürdige Wirkung allerdings nicht, und bei Steinlingen gelingt der Versuch ebenfalls nicht. Beim Bearbeiten der „aktiven“ Stoffe bleibt die Aktivität erhalten, und so kann man Strukturbilder groben Papiers auf der photographischen Platte erzeugen. Ebenso wirksam ist wegen ihres Jodis- und Terpenin-gehaltes die Druckerchwärze. Blund gibt unter verschiedenen Abbildungen zu seinem Aufsatze eine, die einen lichtlos hergestellten photographischen Abdruck eines bedruckten Blattes zeigt. Uebrigens ist die unmittelbare Verührung zwischen der Platte und dem Objekte nicht nötig; die Bildererzeugung gelingt auch, wenn Pappe oder andere Stoffe dazwischen geschaltet sind. Landschaften kann man ohne Licht, also bei Nacht photographieren, wie schon Zengerin in den siebziger und achtziger Jahren gezeigt hat. Er hat von einem Zimmer in Genf den Genfer See mit dahinter liegender Landschaft photographiert, indem er eine mit Leuchtfarbe überzogene Glasplatte drei Minuten hindurch exponierte und darauf eine Stunde lang mit einer photographischen Platte in Kontakt brachte. Der so erhaltenen „Photographie“ sieht man nicht an, daß es sich um eine lichtlose Nachaufnahme handelt. Dieser Versuch ist später von anderen, so auch von Blund selbst, wiederholt worden, so daß eine Täuschung ausgeschlossen erscheint.